

gleichen alten Schmel zu sitzen, ewig das gleiche elende Gesicht zu bezeugen.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der sie sich auch mit diesen Dingen abfinden konnte. Ja, sie war in den engen Verhältnissen glücklich gewesen. Glückselig mit ihrem Much. Aber das war lange her. Jetzt fand sie kaum Zeit, ihm beim Kaffee einen flüchtigen „Guten Morgen“ zuzurufen oder abends ein paar Worte, ehe sie auf ihr Zimmer ging. Allmählich, fast unmerklich war es so weit gekommen. Sie brauchte Leben, Lärm, Befriedigung ihres Ehrgeizes. Wenn Much nicht Schritt halten konnte, mußte er eben zurück bleiben. Sie hatte kaum Zeit, ihn zu vermissen oder zu bedauern.

„Auf Wiedersehen, Much! Das heißt, sehen werden wir uns heute abend kaum mehr. Mein Direktor hat mich für die Galavorstellung an der Oper eingeladen, und nachher gibt es wohl ein Souper.“

Mit einer anmutigen Handbewegung war sie verschwunden. Der Mann ließ den Kopf müde in die Hände fallen. „Schon wieder fort! Diese Einsamkeit zu zweit ... Ich kann es nicht mehr aushalten!“ Als er sich eine Viertelstunde später auf den Weg machte, stand der Kaffee noch unberührt auf dem Tische.

Sie kam schon vor Mitternacht heim, bedeutend früher, als beabsichtigt war. Den ganzen Tag hatte sie kaum an ihren Mann gedacht. Erst als sie den Schlüssel in die Haustür steckte, kam es ihr in den Sinn: „Armer Much! Er schläft wohl schon.“ Das Haus war still und dunkel. Sie schloß die Tür sorgfältig, nahm im Halbdunkel der Vorhalle einen Stofß Briefe vom Tisch, drehte im kleinen Wohnzimmer die Stehlampe an und setzte sich an ihren Schreibtisch.

Langweilige Post. Fast nichts als Rechnungen. Aber was war denn das? ... 860 Mark ... Öhringe ... Smaragd! ... Sie schaute auf die Adresse: Herrn Michael ... Sol! Beinahe hätte sie laut aufgelaßt. Am Ende sind doch alle Männer gleich. Aber nein, ihr Much, der konnte doch nicht „so“ sein. Much, der langsame, häusliche, tugendhafte — es war unfaßbar. Sie fühlte, wie das Blut in ihren Ohren hämmerte. Sie wußte nicht, war es Schmerz oder Wut, was sie übermannte. Sie hatte ihn vernachlässigt, ja Beifälle geschoben. Ein wenig vergessen. Aber sie war ihn doch treu geblieben. Und jetzt ... Sie kannte sogar das Frauenzimmer ... diese abscheuliche Lulu. Sie hatte sie im Theater gesehen. Und mit Smaragd-Öhringen. Sie trug ja immer grün zu ihrem dunkelroten Haar. Natürlich hatte sie Smaragde verlangt. Aber Much! — Es war unerträglich. Sie konnte und wollte sich so etwas nicht gefallen lassen. Er war doch ihr Mann. Und sie hatte ihn einmal lieb gehabt, ihn dann nur ein wenig vergessen. Gar nicht gründlich. Das wußte sie jetzt. „Himmel, bin ich eine Närrin gewesen! Ich glaube, ich liebe ihn immer noch.“ Sie war, ohne es zu wissen, aufgesprungen. Die Briefe lagen zerstreut um sie her. Wie sie so da stand und das wehe Toben ihres Herzens nieder zu kämpfen suchte, hörte sie ein leises Geräusch im Nebenzimmer. Sein Arbeitszimmer! Konnte er noch auf sein? Eine laue Beranda verband auf dieser Seite des Hauses

alle Zimmer. Im Nu hatte sie ihre Schuhe ausgezogen, dann die Beranda geräuschlos geöffnet. „Ich möchte doch einmal sehen ... er hat die Haustür gewiß nicht gehört ... muß arg vertieft sein.“ Sie schlich die Beranda entlang zur nächsten Tür. Die Vorhänge waren zugezogen, aber durch einen Spalt konnte sie deutlich ins Zimmer sehen, ohne selbst sichtbar zu sein.

Ihr Mann saß am Schreibtisch. Er starrte unentwegt auf eine Photographie, die er mit beiden Händen vor sich hielt. Nach einer Weile nahm er einige Briefe auf und las sie langsam durch. Dann schaute er wieder auf die Photographie und begann selber zu schreiben.

„Ich habe recht gehabt. Er liebt eine andere.“ Wut und Schmerz verkrampft blieb sie draußen auf dem kalten Steinboden knien. Achtete auf jeden Ausdruck seines Gesichtes, jeder Bewegung seiner Hände. Sah vieles, das ihr bisher entgangen war: die grauen Haare an der linken Schläfe, das feine Netz von Runzeln um die Augen, den müden, trostlosen Zug um die Mundwinkel. Einmal wuschte er sich eine Träne von der Wange. „Die Sache ist weit gekommen“, dachte sie bitter bei sich und blieb wie angenagelt am gleichen Fleck. Endlich stand er auf und ging. Das Zimmer versank im Dunkel.

„Er hat den Brief zurück gelassen. Welche unglaubliche Dummheit! Aber ich kann jetzt feststellen ... den Beweis haben.“

Sie stürzte ins Zimmer, drehte das Licht an und suchte frampfhaft unter seinen Schreibsachen. In der Mappe entdeckte sie die Photographie. Es war nichts als eine alte Photographie von ihr selbst. Sie hatte nicht die richtige gefunden. Wo war nur die andere? Alles Suchen blieb ohne Ergebnis. Dafür fand sie auf dem Tisch einen Brief mit ihrem Namen auf dem Umschlag. Mit zitternden Fingern brach sie ihn auf.

„Meine Liebe — — — Ich kann es nicht mehr aushalten, nicht so allein im gleichen Hause mit Dir weiter zu leben; denn ich liebe Dich noch immer. Jetzt wie im Anfang. Du aber hast mich vergessen. Ich muß fort. Ich leide zu viel. Morgen ist Dein Geburtstag. Nimm diese Smaragde als kleines Andenken und denke für einen Augenblick an die Tage, als wir uns liebten. Ich werde Dich nie mehr stören.“

Auf dem Tisch lag eine kleine Schatulle. Zwei wunderbare Smaragde blitzten auf weißem Sammet.

Sie betastete noch fassungslos Brief und Schatulle, als sie die Haustüre sich leise öffnen und schließen hörte.

„Himmel! Er ist fort, Much! Mein Mann!“

Ohne Schuhe stürzte sie in die Vorhalle und in den Garten.

„Much! Much!“

Am Gartentor erreichte sie ihn. Atemlos, halb lachend, halb weinend, lag sie in seinen Armen.

„Vergib, Much, vergib! Ich will alles aufgeben, nur Dich nicht. — Ich war töricht, kannte mein eigenes Herz nicht. — Ich brauche nur Dich. Mein lieber, lieber Much!“

rane zur Seite und stieß ihm seine Gabel tief in den ungeschützten Leib. Die Wunde verschärfte die Wut des Tieres nur noch mehr, doch gleichzeitig behinderte sie auch seine Bewegungen. Bei jedem Sprung riß ihm die nie fehlende Gabel neue Fugen aus dem Fell und zerfleischte ihm die Muskeln. Aber auch Marane war durch zwei Tagesschläge verwundet, und obwohl der Tiger das Blut in Strömen verlor, schienen die Ausflüchte des immer schwächer werdenden Hindus schlecht zu sein. Zwanzig Minuten Kampf hatten ihn völlig erschöpft, als es ihm mit einer verzweifelter Anstrengung gelang, dem Tier die Gabel so tief in die Rippen zu jagen, daß es liegen blieb und bald danach verendete. Nach dem Kampf konnte sich Marane noch bis in das Dorf schleppen. Dann wurde er in das Krankenhaus nach Puna gebracht und dort durch eine Einspritzung vor dem schon eintreffenden Wundfieber bewahrt. Die Untersuchung des Kampfplatzes bestätigte in vollem Umfang die anfänglich für Aufschneidererei gehaltene Erzählung.

Mit der Heugabel auf Tigerjagd.

Wenn ein Tiger heute ein Dorf in Schrecken versetzt, das Vieh reißt oder gar Menschen aus ihren Hütten verschleppt, so werden die Jäger in den meisten Fällen einen waidgerechten Europäer um Hilfe bitten, ehe sie selbst eine Treibjagd veranstalten und den Schreden des Dschungels aufstöbern. Der junge Hindu Marane aus der Gegend von Puna dachte anders. Eines Tages fand er die halb zerfressenen Überreste eines seiner stärksten Büffel. Obwohl Marane keine andere Waffe besaß als eine doppelzintige Heugabel, so machte er sich doch ohne jede Hilfe auf die Suche nach dem Lager des Tigers, der das Kind gerissen haben mußte. Schon nach kurzem Suchen stieß er auf das Tier, das im Gestrüpp dicht vor einer Lichtung schlief. Der Kampf wäre für Marane von vornherein weit aussichtsreicher gewesen, hätte er seine Waffe dem schlafenden Gegner in den Leib gerammt. Doch Marane hielt es wie die meisten seiner Landsleute für eine feige Handlung, den Feind zu überfallen. Deshalb weckte er ihn durch einen Steinwurf an den Kopf. Der Tiger fuhr auf, sah den Gegner und duckte sich zum Sprung. Doch in dem Augenblick, da er wie ein gelber Blitz vorwärts schoß, irrte Ma-

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

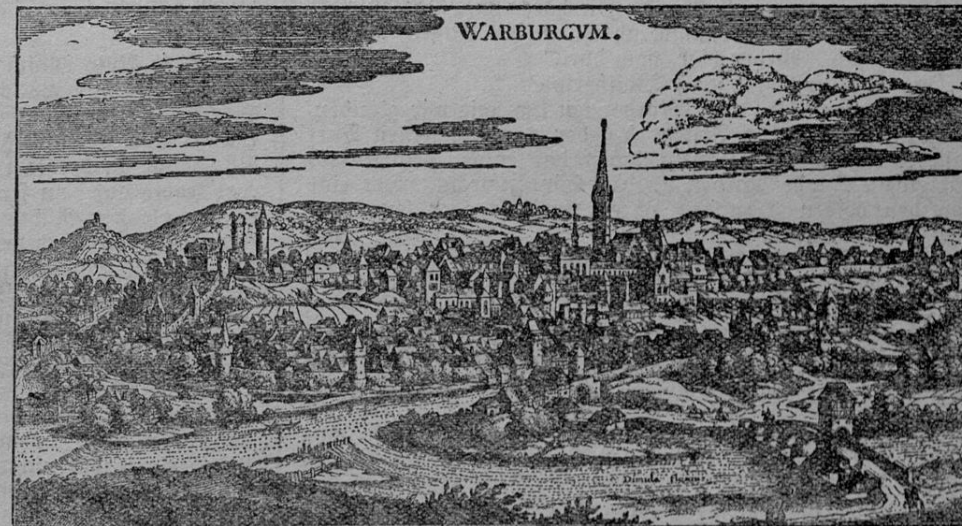
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Ditz, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 90

9. November 1929

4. Jahrgang

Schwarze Rosen

ROMAN VON FRED NELIUS

VERHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU S.A.

13. Fortsetzung.)

„Teufel, Dr. Spannhof. Alles dies ist unerträglich. Nicht allein für Ihren Oswald Machwitz, auch für Sie und mich. Mein Interesse an der Klärung dieser tragischen Affäre ist naturgemäß zum mindesten das gleiche wie das Ihre. Denn nicht wahr: so sehr es Ihnen als dem Anwalt Ehre und Berufspflicht ist, den Oswald Machwitz vom Verdacht des Mordes rein zu waschen, so sehr muß mir, dem Bruder, die gerechte Sühne dieser Tat am Herzen liegen.“

Dieser Wunsch nach Rache ... nach Vergeltung ist so instinktiv und so natürlich, daß er sich durch nichts verdrängen läßt. Er entspringt dem alten unerschütterlichen Dogma: Aug' um Auge, Zahn um Zahn.“

Spannhof nickte.

„Ich gestehe, daß mich diese Ansicht und ich darf wohl sagen, diese Einsicht freut. Sie haben ohne Zweifel recht. Das Gesetz der Rache: Aug' um Auge ist so ewig wie die Menschheit. Es ist unerlöschlich und unbeirrbar durch den Fortschritt der Kultur. Aber nunmehr weiter, wenn ich bitter dürste. Die Justiz ist eine grausame Maschine. Wen sie laßt, der wird zermalmt. Leider liegt bisher der Falsche unter ihren Rädern. Wir sprachen neulich von der Signatur des anderen, der den Mord begangen hat. Er wohnt in Ihrer nächsten Nähe. Wochen sind seitdem ins Land gegangen. Nun, Sie werden mir den Namen dieses Mannes nennen wollen, Dr. Waltherspiel.“

Waltherspiel sah unverwandt auf einen großen Tintenfleck am Boden. Die Konturen hatten ungefähr den Umriss einer schwarzen Rose. Lucchesini und das Maderburgsche Wapen fielen ihm von neuem ein. Widerwärtige Erinnerungen aus dem Hofe freifachten an sein Ohr. Kinder lachten. Wieviel Dissonanzen hat das Leben, fühlte Waltherspiel. Wieviel Qual und Elend beißt sich in den Nerven fest. Endlich hob er seinen Kopf.

„Leider nein. Alles ist verworrener wie zuvor. Der, von dem die schwarzen Rosen stammen, hat sich vor dem Morde keinen Vollbart schneiden oder gar rasieren lassen. Er trägt keine Narben an den Händen. Der andere aber führt die schwarze Rose in dem Adelswappen. Er hat rote Narben.

die von Hundebissen stammen könnten, an den Händen. Vieles andere sprach für seine Täterschaft. Da — schickte man ihm selbst die Todesrosen in das Haus. — Er ist ermordet worden. Aber nicht von jenem, der ihm diese schwarze Rose schickte. Je mehr man zusieht, um so mehr verwirrt sich diese ganze Sache. Die erste Frage des Juristen ist: cui bono? Auch in dieser Hinsicht gibt es schlechterdings zwei Möglichkeiten. Es kann der erste von den beiden Männern, die ich eben erst erwähnte, sein: der Gatte. Und es kann der zweite von den beiden sein: der Freund.“

Dr. Spannhof schwieg. Er fixierte Waltherspiel.

„Also einer von den beiden oder — feiner. Der Verdacht auf beide Herren ist so naheliegend, daß er mir schon oft absurd erschienen ist. Ich gestehe offen, daß ich dieses Paradox mit Worten nicht erklären kann. Indessen — — —“

Spannhof warf den Rest der Zigarette auf die Erde.

„Und die Frau ...? Die Baronin Lucchesini ...?“

Waltherspiel hob jäh den Kopf. „Deibel auch ... Ich habe das Empfinden, daß Sie mehr von diesen Dingen wissen, als Sie sagen wollen.“

„Keineswegs, mein Herr. Ich habe etwas rumgehört, gewiß. Der Name der Baronin Lucchesini in Verbindung mit dem Namen Ihres Bruders ist mir dabei aufgefallen. Und ich habe, wie es meine Art ist, kombiniert. Das ist alles. Sie gestatten mir, das Fundament der Dinge etwas deutlicher zu zeigen. Selbstverständlich ganz abstrakt. Nur, um zu beweisen, welche Perspektiven sich eröffnen, wenn man sich damit beschäftigt. Ihr Herr Bruder hatte eine Leidenschaft mit der Gattin eines seiner Freunde. Also kommt der Ehemann in Frage. Es gab indessen einen zweiten Menschen auf der Welt, der durch diesen Ehebruch betroffen werden könnte, nämlich jenen, der die Herzensdame Ihres Bruders gleichfalls liebte ... der in Ihrem Bruder also seiner Nebenbuhler sehen mußte. Ich bemerke, daß sich mein Gedankengang mit jenem, den Sie mir vorhin entwickelt haben, decken dürfte.“

„Ja.“

„Wir wollen einmal die Prämisse wählen, einer dieser beiden Herren sei der Mörder. Dann muß dieser eine sich in jener Zeit in Dresden aufgehalten haben.“

Waltherspiel hob seinen Kopf und sah dem Anwalt ins Gesicht.

„Reiner“, sagte er. „Das ist es eben ... keiner von beiden.“

„Nein, so scheint es. Der eine dieser Herren war an jenem Tage krank. Der andere hatte eine Sitzung im Kreisauschuß. Er kam erst in der Nacht zurück. Er war nicht in der Sitzung, wie er vorgab. Sondern fuhr nach Dresden. Es scheint, als ob er jene Dame, die er damals ohne Hoff-

nang lebte, in der Wohnung Ihres Bruders überraschen und — zur Rede stellen wollte.“

„Maderburg...?“
„Gut. Nennen wir ihn Maderburg.“
„Das ist sonderbar. Maderburg — —! Verständlich wäre dies bei Buchesini.“

„Nun — er war wohl krank. Sie hören es. Das entrückt ihn der Kontrolle. Niemand sah ihn in den Tagen, als der Mord geschah. Weder hier, noch dort.“

„Ja. Ich verstehe.“ sagte Waltherspiel.
„Und nun weiter. Der Mörder hat sich, wie wir glauben, vor dem Morde zum Friseur begeben und sich seinen Bart rasieren lassen. Es ist anzunehmen, daß er von dem Kampf mit einem Hunde Narben an den Händen trägt. Der eine von den beiden Freunden Ihres Bruders aber hatte vor dem Morde niemals einen Spitzbart — der andere trägt ihn noch. Sie bemerkten bei dem einen Narben an den Händen — bei dem anderen nicht.“

„Ja, Herr Dr. Spannhof.“
„In der Tat, das ist ein Widerspruch, der scheinbar unerklärlich ist. Vielleicht sind meine Hypothesen in den beiden Punkten also irrig. Oder...! Die starken kurzen Haare an den vorgeführten Kleidungsstücken stammen nicht von einem Spitzbart, sondern einem Schnurrbart. Das ist möglich. Und die Hypothese mit den Narben — —“ Spannhof hob den plumpen Oberkörper aus dem Stuhl — —, sie zerfällt mit der Erwägung, daß der Mörder schon an Anfang Lederhandschuh angezogen haben könnte, um den Fingerabdruck zu vermeiden.“

„Also...?“ sagte Waltherspiel.
„Auch in dieser Hinsicht stehen die Verdachtsmomente gleich. Fast dasselbe pro und contra für den einen wie den andern.“

„Ja...“ Waltherspiel sann nach. Alles rückte dadurch in ein anderes Licht. Er runzelte die Stirn. „Maderburg... Ob er vor dem Morde einen Schnurrbart hatte?“
Dr. Spannhof setzte sich mit dem rätselhaften Lächeln wieder in den Stuhl. Er schloß die Augen. „Ja“, sagte er nach einer kurzen Pause.

„Sie sind ein guter Rechercheur, Herr Dr. Spannhof.“
„Leider muß ich diese Anerkennung durch ein kurzes Wort zunichte machen. Der Diener des Barons von Maderburg ist mein Klient.“

„So, so...“ Waltherspiel verzog den Mund. „Ich verstehe nur das eine nicht. Sei es wer es wolle. Einer war es, den Polensky kennen mußte. Der Mörder kam um vier Uhr nachmittags in die Küche, um der Martha Desterle die Nachricht von dem Unglück ihres Bräutigams auszurichten. Polensky ließ ihn ein. — —“

„Nein — nicht den Mörder.“
„Sondern?“

„Einen Mann, der sonderbarerweise Ähnlichkeit mit Oswald Machwitz hatte. Es war ein Arbeitsloser, den ein fremder, glatt rasierter Herr bestochen hatte, diese Botchaft auszurichten. Er verließ mit Martha Desterle die Küche um dem Mörder Platz zu machen.“

„Ihre Kenntnis ist erstaunlich.“

„Nein, mein Herr, sie ist lückenhaft. An dem Punkt, wo die Entscheidung anfängt, hört sie auf.“

Sekundenlang schloß Waltherspiel die Augen. „Ich weiß nicht“, sagte er nach einer kurzen Pause. „Und Polensky... Ob er — —?“

„Nein. Bei dem Morde nicht. Sicher nicht.“
Die beiden Männer saßen schweigend voreinander. Man hörte nur den Lärm der Straße. Erste Schatten fielen in das Zimmer. Draußen sank der Tag... erfüllt von Nebe und Geriesel. Alles war mit einem Schlage unwirklich geworden... das Leben jenseits dieses Zimmers... die Nähe einer großen Stadt... das Bewußtsein, daß zu jeder Stunde ungezählte Menschenherzen in dem gleichen Tempo schwingen.

Endlich schnitt die Stimme Waltherspiels durch diese Stille... sie klang heiser und belegt.
„Also wer? Wir müssen weiterkommen, Dr. Spannhof. Maderburg ist tot. Der andere — —“

Dr. Spannhof warf die eben angerauchte Zigarette in die Schale und erhob sich. Er steckte beide Hände in die Anzugtaschen und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Blicklich blieb er stehen. Er sagte:

„Der andere, der am Tage vor dem Morde einen richtigen und am Tage nach dem Morde einen falschen Vollbart hatte. Jener, der am Mordnachmittag nicht in seiner Wohnung

war, obwohl er dieses glauben machen möchte. Wenn wir dies ermitteln und beweisen können, ist das Drama aus. Oswald Machwitz ist dann frei. Schluß. Vorhang. Aber — —“
Dr. Spannhof hob die Hand. Er machte eine resignierte Geste nach dem Fenster.

„Eher werden wir die Tropfen draußen an den Scheiben zählen können.“

13.

Als das Auto Waltherspiels, von Bischofswerda kommend, die Chaussee nach Laßitz erreichte, war das Dogcart mit dem Schrecken Erika Labuhns soeben auf den Feldweg zwischen Laßitz und Steinpleiß abgebogen. Der Chauffeur aus Bischofswerda drehte rechts... der Schreck vor dem Dogcart trabte auf dem Feldweg links. So fuhren sie Minuten in der gleichen Richtung; Felderbreiten trennten sie. Der Frauenkopf sah nach dem Auto.

Da grüßte Waltherspiel. Er zog den Hut und zog ihn schwenkend durch die Luft. Drüben in dem Dogcart neigte man den Kopf. Kurz und freundlich wie ein guter Kamerad. Für Sekunden hielten sich der beiden Augen. Dann bekam der Waltherspielsche Wagen Vorsprung.

Als das Dogcart an der Laßitzer Auffahrt anfuhr, hielt dort schon der dunkelblaue Rolls-Royce Waltherspiels. Der Chauffeur saß unbeweglich hinter seinem Steuer. Von Waltherspiel war nichts zu sehen.

In der Halle traf ihn Erika Labuhn. Er saß auf einem Sessel am Kamin und starrte in das Feuer. Kleine rote Flammen fraßen an den Buchenscheiten. Funken sprühten von dem Roß.

Er war aufgesprungen. Er ging langsam auf sie zu. Mit dem Anflug eines kummerlichen müden Lächelns, das vielmehr der Abglanz einer tiefen Traurigkeit denn irgend etwas anderes war. Sie streckte ihm die Hand entgegen. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß sie blässer war als sonst. Und gereifter — frauenhafter. Ihre Augen schienen größer... jenseitig weich im Ausdruck — mit einer an ihr fremden hilflosen Notanhaft.

Sie zuckte mit den Achseln. Sie sagte leise: „Wie? Vor zwei Tagen war ich bei ihr. An dem Abend nach der Tat. Der Geruch von Aether überall. Sonja Maderburg im Bett im tiefsten Kausch. Bis zum Rinn mit einem Seinen... auch bedeckt. Ein Tampon mit Aetherwatte vor der Nase. Die halbgeleerte Vierzylinder Aether auf dem Nachttisch. Und sie selbst... zwischen den verkrampften Zähnen Schreie, Callen, ungereimte fürchterliche Worte... die nervösen zarten Bubenhände mit den blutigen Nägeln in das Bett oerkrallt. So trägt sie es. So...“

Er wollte etwas sagen. Die Stimme brach ihm ab. Die Tür ging auf.

Die Baronin Maderburg trat ein.
Weich wie eine tote stand sie an der Tür. Sie preßte beide Hände an die Brust. Ein weißer Kimono fiel auf die nackten Füße, wurde an den Leib gepreßt, so daß es schien, als sei er unbedeckt. Uebernächsig war sie, hatte tiefe Ränder um die Augen und ein scharfer Ruch von Aether trönte von ihr aus.

Sie schloß die Tür, lehnte sich zurück und ließ die Finger auf der Klinke spielen.

Dann — mit einem Ruck — riß sie sich los. Machte ein paar Schritte in das Zimmer... zögernd, ängstlich ihren Blick auf Erika gerichtet. Die ging ihr entgegen und umarmte sie. Frau von Maderburg fing an zu weinen und auch das Gesicht der anderen trübte sich durch schwere Schatten.

„Fühlst du, wie ich sterbe?“ sagte Frau von Maderburg. „Meine Seele ist schon tot. Und nun folgt der Leib. Liebstes, schau...“ Sie hob die weißen Hände, die fast fleischlos und wesenlos erschienen, an die Schläfen. Ließ sie wieder sinken. Ihre Augen streiften flüchtig Waltherspiel. „Guten Morgen, Doktor.“

Einen Augenblick schloß Erika die Augen. Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Du bist nicht tot. Und deine Seele lebt. Wie wir andern alle mit dir leben; alle möchten wir dir helfen, ich, mein Vater, Reichenstein... alle hier im Kreise. Wir sind immer für dich da. Immer — hörst du? Und dies ist hier Herr Dr. Waltherspiel aus Bischofswerda. Er ist gekommen, um dir seine Hilfe anzubieten. Er ist hilfsbereit und gut...“ — Sie sah zu ihm hinüber und ein frauenhaftes Lächeln, das es weich und leuchtend machte, trat in ihr Gesicht. „... Ich möchte, daß du ihm vertrauen molltest. Sonja...“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer.

Skizze von Franz Postl.

Dort, wo „Graben“ und Wenzelsplatz, die eleganten Boulevards von Prag, zusammentreffen, stand Baron von B. und musterte die bunte, internationale Menge, die sich hier ein Stelldichein gab. Gewählt gekleidet, mit feingekleidetem Gesicht und sportmännlicher Haltung, bot er ganz das Bild eines sorglosen Lebemanns. Niemand bemerkte, wie scharf und misstrauisch er die Vorübergehenden musterte und auf die Bruchstücke ihrer Gespräche achtete, die an sein Ohr klangen. Jetzt hörte er in seiner Nähe eine weibliche Stimme in deutscher Sprache nach dem Rathausplatz fragen und erkannte in der Auskunftsgebenden ein junges Mädchen, dessen zarte Schönheit ihm in seinem Hotel schon aufgefallen und das hier aufsehend an einen der wenigen nicht deutsch sprechenden Tischen geraten war. Schnell trat der Baron hinzu und erbot sich, der jungen Deutschen den Weg zu zeigen, die, wie er lächelnd meinte, ja nicht nur seine Landsmännin, sondern gewissermaßen auch Hausgenossin wäre.

Durch das welkmännliche, gewinnende Wesen des Barons entwarf, ließ sich das junge Mädchen den unerwarteten Begleiter gefallen, der nicht nur, wie sich bald zeigte, ein ausgezeichnete Gesellschaft war, sondern auch über reiches Wissen und künstlerisches Empfinden verfügte. Er wies auf malerische Winkel hin, erklärte die Schönheiten der Gebäude und berichtete viel Interessantes über die Zeit ihrer Entstehung. Das junge Mädchen, das mit der Mutter und einer Gesellschafterin reiste und selten allein ausging, hing andächtig an seinen Lippen und äußerte bald sein Entzücken, wenn ihm etwas besonderes gefiel. Sie hatten jetzt die Altstadt durchschritten und standen auf der Karlsbrücke mit ihren barocken Heiligenstatuen und dem herrlichen goldenen Kreuzifix. Unter ihnen floß rauschend die Moldau, und vor ihnen baute sich der Stadtschloß auf, gekrönt von der Burg und dem St. Veitsdom. Der Baron kannte dies schöne Bild, aber an der Seite seiner ganz dem herrlichen Anblick hingegebenen jungen Gefährtin gewann alles für ihn stärkere Bedeutung. Längst schon entzückt, dunklen Abenteuern preisgegeben, hatte er leichtsinnig die Bekanntschaft angeknüpft, auch hier gewohnheitsmäßig irgend welche Möglichkeiten abend. Unerwartet spielte er nur eine Führerrolle, die ihn erst amüsierte, aber seltsamerweise immer mehr sich selbst vergessen ließ.

„Kommen Sie jetzt weiter, gnädiges Fräulein“, sagte er eifrig, „wir haben noch viel zu sehen.“

Sie stiegen alte Gassen hinauf, kamen über kleine stille Plätze, vorbei an Kirchen und an Palästen von ungeheurer Ausdehnung. Wie reich und prachtvoll mußten sie gewesen sein, die Czernin, Schwarzenberg, Kinsky Lobkovic und so viele andere, die es den Königen von Frankreich nachgemacht und sich jeder sein Versailles mit Schloß und Garten, Brunnen, Grotten, Bötterstatuen und Springbrunnen geschaffen hatten! — Nun waren die Schloßhöfe von ihren Herren verlassen und Kasernen geworden oder Büros, in denen die Schreibmaschinen klapperten; in den Gärten schwaigten die Kindermädchen und spielten die Kinder.

Baron v. B. war schweigsamer geworden, er hatte seiner Gefährtin erzählt, daß auch er aus solch' einem alten österreichischen Adelsgeschlecht stammte, daß er in Schloß und Park aufgewachsen wäre. Aber er verschwieg, wie es dann mit ihm bergab ging und er von Stufe zu Stufe sank. Und daß er sich jetzt auf der Flucht befand und den Häusern nur mit Mühe und Not entkam. Düstere Bilder zogen vor ihm auf, und seine Augen wanderten wieder schen umher.

Da hörte er die junge, helle Stimme bitten: „Ach, Herr Baron, erzählen Sie mir doch etwas aus Ihrer Jugend!“

Die Ohrringe.

Skizze von G. Raybould.

Kein Ehrgeiz! Kein Unternehmungsgeist! Ganz verrent, ehig auf dem gleichen Fleck zu sitzen. Armer Much! Es hatte eine Zeit gegeben, da sagte sie: lieber armer Much. Jetzt hieß es nur mehr: armer Much. Mit einem leisen Beifall der Verachtung.

Und doch hatte sie ihn einmal leidenschaftlich geliebt. Aber ihre Liebe war in den engen Verhältnissen erstickt. Ihm fehlte eben jener Unternehmungsgeist. Da hatte sie sich selber abgeholfen. Mit einem kleinen Kunstschmiedeleiher befaßt

Und die unschuldigen Augen sah er vertrauensvoll auf sich gerichtet. So fing er wieder an zu erzählen, erst stotternd ohne Zusammenhang, dann immer mehr sich in die Vergangenheit verlegend, von der süßschmerzlichen Erinnerung überwältigt. Er schilderte seine erste Jugend zwischen Geschwistern, Dienboten, Pferden und Hunden, beschrieb das uralte Schloß mit den dicken Mauern und dem sumptigen Graben, dem mächtigen Park.

Ohne auf den Weg zu achten, waren die beiden in das Waldstein-Palais geraten, das in seiner Größe noch heute von der Macht des Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges zeugt. Sie hatten das Tor durchschritten und befanden sich mit anderen Besuchern in den Gemächern des Palastes. Nur flüchtig achtete Baron v. B. auf die Sebenswürdigkeiten, immer wieder fand er sich an seine Jugend erinnert, mußte erzählen. Er trat an das Fenster des Zimmers, in dem sie sich gerade aufhielten, und zeigte hinaus.

„Wenn ich morgens geweckt wurde“, sagte er, „dann zog ich die Vorhänge zurück und blickte in den Park. In den Bosketts blühten die Rosen, der Tau schimmerte im Grase, und die Amseln hüpfen über die Wege. Ein Stückchen weiter glänzte der See zwischen den Blutbuchen, und der Fischmeister war dabei, den Kahn los zu machen. Da sprang ich schnell in die Kleider...“

Lachend drehte sich der Baron zu seiner Begleiterin um — und erstarrte! Nicht weit vom Fenster stand ein Herr und sah ihn an, ein wenig lächelnd, als ob er einen guten Bekannten getroffen hätte. Oh, der Baron kannte dieses Gesicht, so lächelte es auch, als man ihn damals gefangen hatte, als alles zu Ende schien. Gestalt stieg es ihm in die Schläfen. Er fühlte, wie seine Hände zitterten und nach einem Halt suchten. So auhte es kommen: Langsam würden seine Gefährtin und er das Schloß verlassen, sich von einander verabschieden, dann ein paar Herren auf ihn zutreten, ihn wie einen Bekannten begrüßen und ihn in ihre Mitte nehmen.

Mechanisch ging der Baron ein paar Schritte, sprach ein paar Worte mit seiner ahnungslosen Begleiterin — und unauffällig folgte ein schlanker, diskret gekleideter Besucher dem Paar.

„Nein!“ Der Baron hätte es herausschreien mögen: So leicht ergab er sich nicht! Während er ruhig im Gespräch mit dem jungen Mädchen weiter schritt, prüfte er die Höhe der Fenster, suchte die Ausgänge. Sie durchschritten jetzt eine Galerie, von deren mit Gobelins geschmückten Wänden zwei Türen sich kaum merklich abhoben. Der Baron erklärte die Ornamente der Decke, lehnte sich dabei leicht an eine Tür und tastete mit klopfendem Herzen nach der Klinke. Eine Sekunde lang sah er tief und schmerzlich in die Augen des Mädchens, seine Hand erhob sich suchend — und dann tönte ein Schrei durch die feierliche Stille des Palastes. Schnell herbei geeilte Besucher fanden eine junge Dame fassungslos vor einer geöffneten Tür stehen, hinter der sich aus tiefem Dunkel eine Wendeltreppe abhob.

Kurz darauf sah Baron von B., durch einen Bart unkenntlich gemacht, in dem Eyprefzug, der Prag in der Richtung nach Budapest verließ. Er blickte zum Fenster hinaus, sah die Häuser der Stadt allmählich zurücktreten, hörte die Wagen über eine Brücke donnern, und dann hob sich dunkel vom feurigen Abendhimmel der Stadtschloß ab, auf seiner Spitze wie eine Gralsburg der tausendjährige Dom.

Sie. Jetzt war ihre Wiener Werkstätte weit und breit bekannt. Immer wieder mußten neue Zweiggeschäfte eröffnet werden. Von früh bis spät war sie in ihrem eleganten Zweifiger unterwegs. Kaum daß sie die neue Villa genießen konnte, die sie nach eigenen Plänen hatte erbauen lassen.

Much wäre immer still und zufrieden in der alten Wohnung geblieben. Ihm machte es nichts aus, jeden Tag mit der Rabbelbahn in die Stadt fahren, in seiner Bank auf dem